

Armut in Basel

Autor(en): Ueli Mäder
Quelle: Basler Stadtbuch
Jahr: 1992

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/f6d9b68c-2e21-4a7c-ad23-af3211becc73>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Armut wahrnehmen

Zu der Bettlerin, die zudringlich wurde, sagt die Besitzerin eines Restaurants, und sie zeigt dabei auf die Langusten essenden Gäste: «Versetzen Sie sich doch in die Lage dieser Herrschaften».

Albert Camus

«Jetzt ist es soweit, dass ich meine Rechnungen nicht mehr bezahlen kann und nicht mal genügend Geld zum Essen habe», schreibt mir eine fünfzigjährige Frau. Sie arbeitet halbtags als Hilfskraft im Verkauf und verdient netto rund tausend Franken im Monat. Hinzu kommen 488

Die Maschinen arbeiten, doch immer mehr Menschen werden arbeitslos. ▽



Franken von der Invalidenversicherung. Um die Mieten bezahlen zu können, verschuldete sich die Frau 1991 mit fünftausend Franken. Sie müsse halt besser sparen, habe ihr der Chef gesagt, als sie ihn um Rat fragte. Für Gutsituiertere ist es schwierig, notleidende Menschen zu verstehen. Das zeigt sich auch in der Armutsforschung.

Wer Armut ergründen will, muss mit dem Milieu vertraut sein. Vom Schreibtisch aus ist das nicht möglich. In der Basler Armutsstudie¹ kommen viele zu Wort, die – unfreiwillig – über wenig Geld verfügen. Sie erhellen, was sich hinter Zahlen verbirgt, beispielsweise das Gefühl, trotz wertvollen Fähigkeiten minderwertig zu sein. «Meine Eltern sagten schon, ich sei nichts», stellt eine Alleinerziehende resigniert fest, obwohl sie ihre beiden Kinder – wie eine Lebenskünstlerin – einfallsreich versorgt und ihnen nach Feierabend schöne Kleider näht.

Wer ist arm?

Die Basler Armutsstudie bezeichne als arm, wer Beiträge an die Krankenkassenprämien erhält. So lautet ein Missverständnis, das einfach zu klären ist. Unsere Schätzung geht zwar von den rund 30 000 Unterstützten aus, zieht aber alle ab, die in Ausbildung sind. Von den übrigen berücksichtigt sie nur Alleinstehende mit einem Monatseinkommen unter 1733 Franken und Familien unter 2558 Franken. Unsere Aussage, dass 15 % der baselstädtischen Bevölkerung von Armut betroffen sind, stützt sich zudem auf die Analyse von Steuerdaten und Lohnstatistiken ab.

Wieviele Arme es gibt, scheint eine Frage der Definition zu sein. Wenn als arm gilt, wer sich

keinen Mercedes leisten kann, gibt es viele Arme; wenn nur gemeint ist, wer monatlich keine tausend Franken hat, gibt es vermeintlich wenige. Ob Arme auch offiziell als solche gelten, ist für die Unterstützung wichtig. Diese dämmt Armut ein, beseitigt sie aber nicht. Fremdhilfe schafft einseitige Abhängigkeit. Arme, die nicht so definiert werden, sind trotzdem arm.

Wo Vermögen ungleich verteilt sind, ist das Einkommen besonders wichtig. Armut orientiert sich auch an dem, was der gesamten Gesellschaft zur Verfügung steht. Konsummöglichkeiten müssen den Zugang zu öffentlichen und kulturellen Einrichtungen einbeziehen. Soziale Sicherheit beinhaltet mehr als physisches Überleben; Gesundheit und psychisches Wohl gehören dazu. Ethisch betrachtet ist Armut eine Verletzung der Menschenwürde. Für ein umfassendes Armutsverständnis sind die subjektiven Wahrnehmungen der Betroffenen ebenso wichtig wie statistische Berechnungen. Wenn ein Vater «nur ein paar Monate» arbeitslos ist, kann diese Erfahrung das Selbstwertgefühl seiner Kinder lange Zeit beeinträchtigen. Auch gibt es Kinder, die mehr Sackgeld als andere haben und doch ärmer sind.

Armut hat viele Gesichter

«Ich kann sparen und will nicht klagen», sagt eine Verkäuferin. «Im Winter drehe ich die Heizung nur auf, wenn's unbedingt nötig ist. Meistens gehe ich frühzeitig unter die Decke. Das Geld für die Steuern lege ich nach jedem Tag gleich auf die Seite. Das habe ich bei der Budgetberatung gelernt. Sonst bin ich noch nie auf einem Amt gewesen.»

Mit wenig Geld auskommen zu müssen, bedeutet Stress. «Wir tragen halt gebrauchte Kleider», berichtet eine Alleinerziehende. Um sich Jeans kaufen zu können, verträgt ihre 15jährige Tochter Zeitungen. Für Extras gibt es Gutscheine. Diese einzulösen empfindet sie als demütigend. «Betteln zu müssen, das ist unerträglich», sagt eine junge Mutter, die Teilzeit im Detailhandel arbeitet. Sie kaufe sich schon lange keine Kleider mehr: «Als ich dick geworden bin, behalf ich mir mit einer Sicherheitsnadel, um die Hose zu schliessen. Erst wegen den Brillen ging ich aufs Fürsorgeamt.» Schwierig

wird es, wenn ein Kind krank wird: «Ich will ja die Stelle nicht verlieren.»

«Pläne habe ich zur Zeit keine. Meine Angst ist, dass es immer so weitergeht», erzählt eine angelernte Coiffeuse, deren Mann immer wieder arbeitslos ist. «Du darfst ja nichts erwarten», rät die Mutter von zwei Kindern jenen, die zum erstenmal auf ein Amt müssen. «Solange wie möglich keine Invalidenrente, sondern eine Halbtagsstelle», möchte ein junger Mann mit psychischen Schwierigkeiten. Er findet aber keine «humane Nische». Jede Absage verstärkt sein Gefühl, «ewig zu versagen».

Ein Stipendium für ihre beiden Töchter würde sie nie beantragen, berichtet eine Frau, die zwei abgeschlossene Berufslehren hat, vollzeit erwerbstätig ist und monatlich keine 2500 Franken verdient. Jetzt, wo der Staat in den roten Zahlen stecke, solle man nicht die hohle Hand hinhalten. Obwohl sie den Zins kaum bezahlen kann, hält die sparsame Frau die Steigerung der Mietpreise für nötig. Denn: Wenn es der Wirtschaft schlecht gehe, kämen wir alle unter die Räder. Wenn sie beim Hausherrn reklamiere, schränkt die Frau in einem späteren Gespräch ein, heisse es bloss, sie verstehe das nicht mit den Hypothekarzinsen, das sei zu kompliziert für sie. Und das wolle sie nie mehr hören. Sie sei schon oft als dumm hingestellt worden. Also sage sie lieber, alles sei okay.

Im Rahmen der Basler Armutsstudie analysierten wir mit Fachleuten zusammen die Situation von 486 Personen, die von sozialen Institutionen unterstützt werden. Nebst dem Beizug von 120 Fürsorgedossiers führten wir mit sechzig Leistungsbezüger/innen und Schwachverdienenden zusätzliche Gespräche. Mit Einzelnen trafen wir uns während mehreren Monaten. Dabei ist uns aufgefallen: Armut ist oft mit Einsamkeit verbunden. Sie reduziert soziale Kontakte und verlangt viel Energie. Diese wird auch benötigt, um die eigene Lage zu verbergen. Betroffene versuchen, sich nach der Decke zu strecken. Entmutigt finden sie sich mit einer misslichen Lage ab und getrauen sich kaum, Wünsche zu äussern. Wer schwer Erfüllbares nicht erwartet, hofft, weniger enttäuscht zu werden. Wo soziale Gegensätze auf Einzelne abgeschoben werden, haben Arme eher das Gefühl, selber schuld zu sein. Oder sie machen Auslän-



△
Statt Betteln:
Flötenspiel auf der
Strasse.

der/innen und andere Sündenböcke für alles verantwortlich. Das Treten nach unten hat Ventilfunktion.

Neue Lebensformen

Nach dem zweiten Weltkrieg erlebten breite Bevölkerungskreise eine materielle Besserstellung. Seit den siebziger Jahren halten jedoch Teile der unteren Löhne mit den steigenden Gesundheits- und Mietkosten nicht Schritt.

Zudem orientiert sich das System der sozialen Sicherheit an Voraussetzungen, die so nicht zutreffen. Wir haben weder Vollbeschäftigung mit existenzsichernden Einkommen, noch mehrheitlich klassische Familienhaushalte.

Vater, Mutter und Kind(er) leben in Basel-Stadt in etwa jedem fünften Haushalt zusammen. Von 13,7% auf 21,3% zugenommen hat zwischen 1980 und 1990 der Anteil der Alleinerziehenden an allen Haushalten mit Kindern. Von den über 4000 Einelternfamilien (mit 5300 Kindern) sind 12% auf die Fürsorge angewiesen. In fast jedem zweiten Haushalt wohnt eine alleinstehende Person. Die Vereinzelung erhöht die Armutsgefährdung. Weil die AHV- und IV-Renten nicht ausreichen, benötigen über 7000 alte und behinderte Menschen Ergänzungsleistungen und kantonale Beihilfen.

Öffentliche Unterstützung brauchen teilweise auch Menschen, die viel arbeiten und wenig verdienen. Zu der einkommensschwachen Wohnbevölkerung gehören rund 30000 Hilfskräfte im Produktions- und 15000 Angestellte im Dienstleistungsbereich. Laut Sozialwissenschaftler Hector Schmassmann müssen über ein Drittel der Erwerbstätigen mit monatlichen Nettolöhnen unter 3000 Franken auskommen. Dies bei Vollzeit-Anstellung (1989), Auszubildende nicht mitgezählt.

Auf den 1.7.92 wurden die Mindestlöhne für volljährige Ausländer und Ausländerinnen angehoben. Büroangestellte kommen nun nach zweijähriger Berufslehre auf wenigstens 2240 Franken im Monat, Hilfskräfte im Gastgewerbe auf 2400 Franken, das Verkaufspersonal auf 2500 Franken, Coiffeusen auf 2530 Franken.

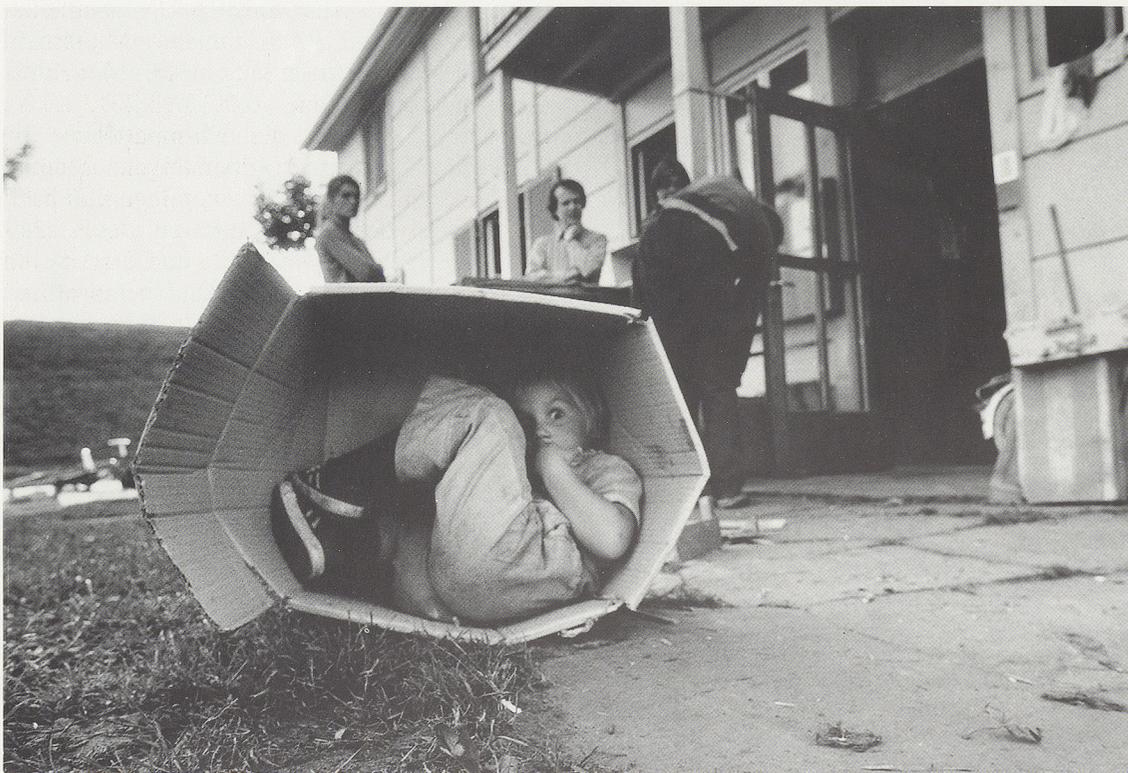
Armut macht krank

Wer über wenig Einkommen verfügt, hat eher Über- oder Untergewicht, Zahnschäden, verdeckte Depressionen oder psychosomatische Probleme. Magenerkrankungen können sich infolge von Schichtarbeit und Mehrfachbelastungen ergeben. «Armut macht krank, Krankheit macht arm», folgert die OeKK-Anwältin Barbara Fischer. Ein besonderes Risiko ist Krankheit für jene, die keine Taggeldversicherung haben.

Die Sozialversicherungen sind stark auf erwerbstätige Männer ausgerichtet. Was das



Besonders alte
Menschen sind von
Armut bedroht.
◁



Zerrüttete Fami-
lienverhältnisse,
Verwahrlosung,
Armut: Viele Kin-
der sind davon
betroffen.
◁

bedeutet, bekommen – noch vor der Pensionierung – viele Frauen zu spüren, die vorwiegend Hausarbeit verrichten. Die Sozialarbeiterin Franziska Biedermann hat 1989 beim Basler Zivilgericht einen Fünftel der Scheidungsurteile ausgewertet. Daraus geht hervor: Drei Viertel der Frauen haben nach der Scheidung – oft mit ihren Kindern zusammen – weniger Geld als ihre ehemaligen Gatten.

Je geringer das Einkommen, desto grösser ist in der Regel der Anteil der Mietausgaben. Über ein Drittel der Haushalte hat Bruttomieten, die mehr als ein Viertel des Nettoeinkommens ausmachen. Verbessert hat sich die Ausstattung der Wohnungen. Auch stehen im Schnitt 1,5 Zimmer pro Person zur Verfügung. Allerdings gibt es grosse Unterschiede. Ausländer und Ausländerinnen haben beispielsweise ein Drittel weniger Wohnfläche als Schweizer und Schweizerinnen. Ein Drittel der Haushalte hat weder ein Gärtchen, noch einen Balkon. Ein Drittel der Kinder hat keinen direkten Zugang zu Spielplätzen. Strassen und Autos verengen die Lebensräume. Sie erhöhen den Stress vieler Menschen. «Die Hinterhöfe waren meine Rettung. Da hatten wir im Gundeli noch Auslauf», berichtet ein arm aufgewachsener Koch. Heute fehlen Ausweichmöglichkeiten weitgehend.

Was tun?

Von 450 sozialen Institutionen, die wir im Rahmen der Basler Armutsstudie befragten, rechnen 84% mit einer Zunahme der Armut. Kontrovers beurteilt wird der Vorschlag, das Recht auf Ergänzungsleistungen auf alle auszuweiten, die kein existenzsicherndes Einkommen haben. Die einen möchten so alle finanziellen Grundrisiken abdecken. Andere befürchten, dass dann die Mieten und Lebenskosten stärker ansteigen und die öffentliche Hand – im Sinne einer Subvention der Spekulation – vornehmlich private Gewinne ermögliche. In dieser Debatte gibt es noch viele offene Fragen. Jedenfalls dynamisiert sie die langwierige Auseinandersetzung über notwendige Verbesserungen der Sozialversicherungen. Dies im Sinne einer zivilstandsunabhängigen Rente sowie einer Guttschrift für Betreuungsarbeit.

Dringlich ist es, die verschiedenen Existenzmima zu harmonisieren und den wirklichen

Lebenskosten anzupassen. Um die vorhandenen Mittel gezielter einzusetzen, sind öffentliche und private Einrichtungen besser zu koordinieren. Klare Absprachen steigern die Wirksamkeit der Leistungen. Mehr Transparenz ist bezüglich der Ansprüche auf Unterstützung sowie der öffentlichen Sozialausgaben erforderlich, die im internationalen Vergleich relativ gering sind. Damit plädiere ich für kein Giesskannenprinzip. Sparversuche können im Sozialwesen jedoch sehr kontraproduktiv sein.

Auf die Basler Armutsstudie beziehen sich mehrere Anzüge im Grosse Rat. Angeregt werden etwa ein Ausbau der Alimentenbevorschussung, der Ausbildungsbeiträge für Alleinerziehende, der Wohnhilfe sowie der Risikodeckung im Pflegefall. Eine vom Regierungsrat eingesetzte Arbeitsgruppe, die sich mit der Armutsstudie befasst, will Doppelspurigkeiten vermindern und mehr soziale Angebote unter ein Dach bringen.²

Damit sich Menschen möglichst selbst über Wasser halten können, sind meines Erachtens existenzsichernde Mindestlöhne nötig. Wesentliche gewerkschaftliche Forderungen zielen ferner auf eine Ausdehnung der Gesamtarbeitsverträge sowie der betrieblichen Mitbestimmung der Arbeitnehmenden ab. Manchmal träume ich davon, wie vom 13.13.2013 an im Kanton Basel-Stadt die Minimallöhne die Hälfte der maximalen übersteigen, Männer Kinder hüten, alte Menschen pflegen, Fenster putzen und Wohnstrassen bemalen. Das Zusammenleben ist vielfältiger geworden. Und darum geht's. Armut lässt sich nicht bürokratisch bewältigen. Entscheidend ist, ob es uns gelingt, Lebensräume gemeinsam zu gestalten. Auch arme Menschen sollen sich an diesem Prozess beteiligen können. Sie haben zwar eine schwache Lobby, aber viel zu sagen.

Anmerkungen

1 Ueli Mäder / Franziska Biedermann / Barbara Fischer / Hector Schmassmann, Armut im Kanton Basel-Stadt, Soziologisches Seminar, Social Strategies, Vol. 23 (Ed. Paul Trappe), Basel 1991. (Die Studie geht auf einen Anzug zurück, den Doris Moser Tschumi und Konsorten im Grosse Rat einreichten.)

2 Der Grosse Rat überwies auch eine von Hansjörg Wirz eingereichte Standesinitiative. Sie fordert ein Recht auf Grundsicherung für alle.